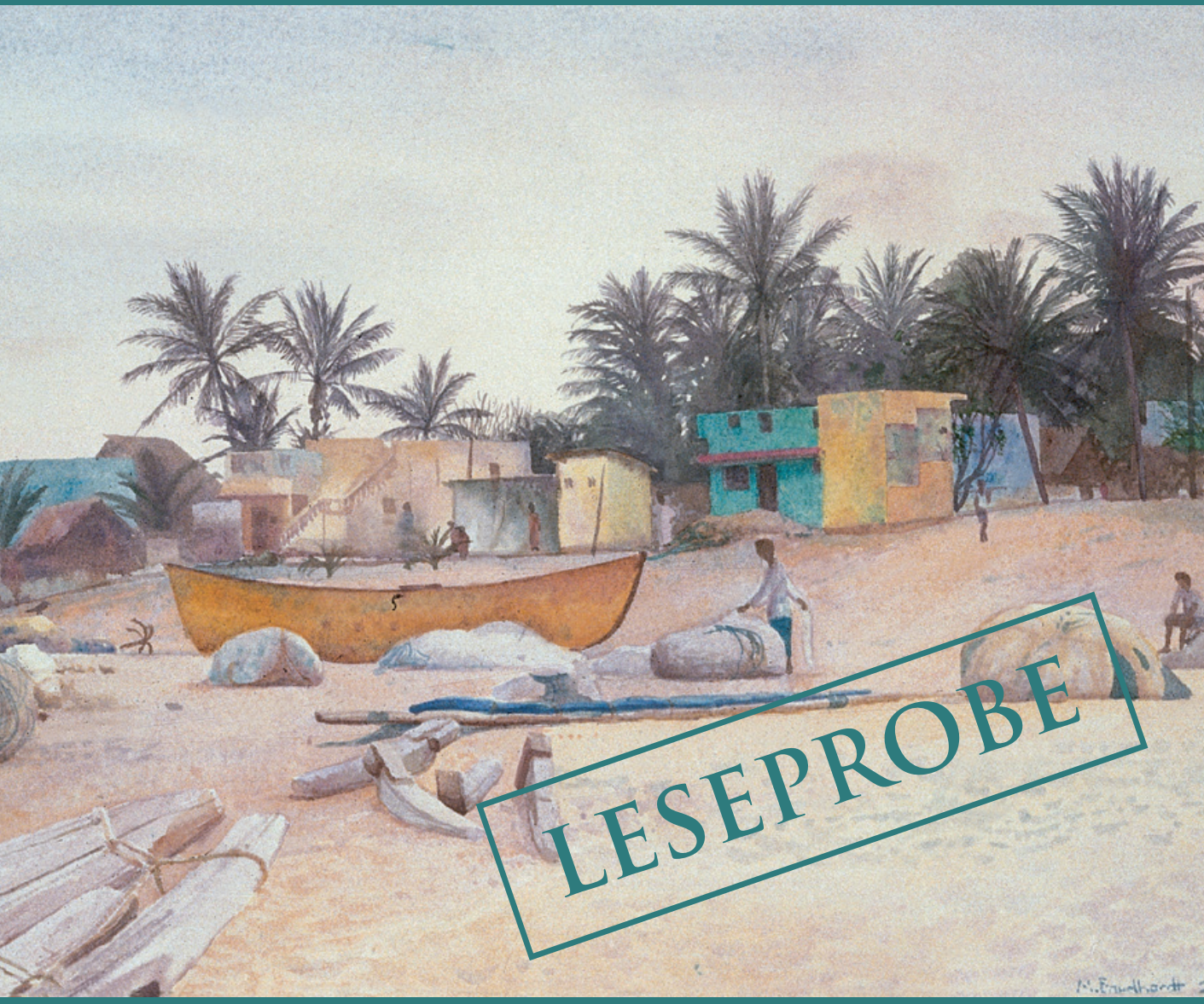
Helmut Tietz



Die sieben Monde

Ein Hippie erzählt seine Geschichte

Autobiografie

MEDU VERLAG

So kam ich an den Strand, und ich genoss endlich wieder den warmen, weichen Sand unter meinen Füßen, das war eine Wohltat nach der Selbstkasteiung auf dem Lavageröll. Hier setzte ich mich erst einmal nieder. Auch ich war ganz von der Sonne in den Bann gezogen, als die Feuerkugel unaufhaltsam immer tiefer schwebte, schließlich den Horizont erreichte und jede Sekunde immer mehr von dem vergehenden Tag abgeben musste und dabei die Welt von einem gelb-orange in ein orange-rot verwandelte und das wurde rot und dann rot-purpur, es war unglaublich spannend. In dem Moment, als der letzte Lichtschein im Meer versank, wurde plötzlich die bis dahin herrschende Stille zerrissen, überall zwischen den Palmen ertönten Trötlaute wie Schiffssirenen, das waren geblasene Muscheln und Rufe wie Boom Shankar und Om Shivay, die die Göttin Sonne verabschiedeten und die Nacht begrüßten.

Ich sah, dass Feuer angezündet wurden, ich hörte Stimmen und Gelächter von den Terrassen, das Theater war zu Ende und das gespannte Auditorium löste sich auf und verwandelte sich in eine belebte Szene. Auch ich kam wieder zu mir und hatte Lust, wieder unter Menschen zu sein. Ich stand auf und wurde von zwei Palmhütten angezogen, die nicht weit entfernt als einzige „Gebäude“ auf dem Sand standen.

Das waren die beiden Chai-Shops von der Mama und von Wishwash. Hier war das Zentrum von Vagator Beach. Wishwash war gerade 16 Jahre alt, alleine und selbstständig. Die Mama führte ihren kleinen Betrieb mithilfe ihrer fünf Kinder und ihrem Mann.

Hier landete ich zuerst, bekam einen leckeren Tee für meine ausgetrocknete Kehle und ein sabsi mama, die beliebte Vagator-Spezialität. Zwischen den sonnigen, strahlenden Gesichtern fühlte ich

mich gleich sehr wohl und blieb lange sitzen. Auch einige Strandbewohner verbrachten hier den Abend, einer klampfte gemütlich auf seiner Gitarre.

Ich erfuhr, dass man sich auf den Terrassen seine eigene Hütte bauen konnte, das Material dazu gab es im Dorf oberhalb der Klippen. Viele Hippies hatten das getan, wie es am anderen Morgen nach einer herrlichen Nacht am Strand unter leuchtenden Sternen sichtbar wurde. Bis in die höchsten Terrassen hinauf konnte ich Palmhütten locker verstreut unter den Kokospalmen erkennen, ab und zu war auch ein buntes Zelt dabei, aufgehängte Wäsche, Typen, die im Schatten Gitarre spielten, meditierten, kochten, lasen, einfach so da waren. Eine bunte Mischung origineller Typen aus aller Welt war hier versammelt und genoss den schönsten Platz der Erde.

Bald fand ich „meinen“ Platz: Ein Traumgrundstück, eine zimmergroße,

schattige Terrasse auf der ersten Etage, gleich neben einer Wasserquelle, nicht weit zum Strand. Ich besetzte ihn mit meinen Sachen, kraxelte zweimal hoch ins Dorf, besorgte Bambusstangen und geflochtene Palmblätter, verschnürte alles zu ein paar Wänden und vor Sonnenuntergang war mein erstes eigenes Haus gebaut, mit Dach und einem Fenster zum Meer. Die Einrichtung war einfach. Das Bett bestand aus einer Kokosmatte mit einer leichten Baumwolldecke, als Küche bot sich eine Ecke zwischen den Felsen an, in die eine natürlich gewachsene Feuerstelle passte und eine große Indienkarte an der Wand mit vielen abenteuerlichen Reisezielen diente als Traumfabrik. Bald brannte das erste Feuer und verhalf mir zur ersten Tasse duftendem Tee.

Ich war zu Hause angekommen.

Es war ein unbeschwertes Zuhause, wie ich seitdem keines mehr vorgefunden habe. Es gab keine Verpflichtungen,

keine Prüfungen, keine Telefonate, keine Termine, keinen Stress. Ich war für nichts und niemanden verantwortlich, nur für mich selbst. Ich wurde von niemandem geweckt und zur Arbeit geschickt. Der Wecker waren die Wellen und die Sonne, die, sobald sie über die Felsen spitzte, die Luft so schnell erwärmte, dass man es im Bett nicht mehr aushielt und eine Runde im Meer schwimmen musste. Danach verlangte aber der Magen nachdrücklich sein Frühstück. Das bestand aus einem Chai mit Porridge oder Milchreis mit ganz vielen Früchten drin, Bananen, Guavas, Papayas, Kokosnuss und Honig oben drüber. Ein Traum von Frühstück, das einen großen Teil des Vormittags in Anspruch nahm. Aber man hatte auch faule Tage. Da ging man nach einer Katzenwäsche einfach zu Wishwash oder zur Family und ließ sich bedienen, es kostete ja nicht viel, und andere waren auch dort. Ganz winzig am Strand glaubte ich vom

Schiff aus die beiden Hüttchen zu erkennen, dahinter die dicht mit Kokospalmen bewachsenen Terrassen von Vagator.

In meiner Vorstellung sah ich die Bewohner von Vagator noch einmal. Lauter verrückte Gestalten, Aussteiger, Hippies, wahnsinnig hübsche Mädchen, ganz normale Freaks, Weltenbummler, ca. fünfzig an der Zahl, die die Palmenterrassen bevölkerten, jeder auf seinem eigenen, speziellen Trip, aber fast alle entspannt, relaxt, offen, interessant.

Dave aus New York borgte sich immer meinen Eimer aus, wenn er duschen und seine langen Rastas waschen wollte. Auf meine Frage, ob er schon einmal hier gewesen war, zählte er an seinen Fingern auf: „This year and last year and the year before and the year before and the year before.“ Mit einem breiten Grinsen sagte er „Five times!“ Damit gehörte er zu den Pionieren, die diesen Platz entdeckt hatten.

John war auch aus New York. Dort fuhr er Taxi. Er war mit einer ganzen Gruppe aus Amerika angereist. Sie waren zum ersten Mal hier. Nach jedem Essen saß er am Strand und schrubbte Teller und Töpfe sauber.

„Das ist mein Job“, sagte er, „die anderen kochen. Ich tu lieber abspülen. Das habe ich schon immer gerne gemacht. Du kannst mich sehen im Woodstock-Film, auch beim Geschirr waschen.“

Phillip gehörte zu der gleichen Gruppe. Er kam aus Kalifornien. Wir fanden heraus, dass wir schon einmal das gleiche Konzert im Audimax in Erlangen besucht hatten. Dort spielten die Bluesrocker Alexis Korner und Peter Thorup. Phillip war hier bei der Army stationiert, nachdem er in Vietnam verwundet worden war. Seine Eigenart war, dass er die Menschen in „Givers“ und „Takers“ einsortierte. Besonders schnell wurde man zum „Taker“, wenn jemand öfter zum Tüten schnorren

kam, ohne selber eine zu drehen. Phillip hatte bei der Army einen lukrativen Nebenjob. Immer, wenn Zahltag war, ging er über die Flure der Kaserne und verteilte Tütchen mit Gras und Shit an seine Kollegen. Der Bedarf war immens, die Dollars saßen locker. Ob er dabei Giver oder Taker war, habe ich nicht herausgefunden.

Am Strand gab es einen großen Felsen, unter dem sich eine Höhle befand. Dort lebte ein Norweger, den sie alle „Viking“, den Wikinger, nannten. Er sah auch so aus. Bärenstark, rotes, gegerbtes Gesicht, lange, verfilzte Haare und ein roter Vollbart zierten ihn, es fehlten nur die Hörner auf dem Kopf. Täglich rannte er am Strand auf und ab, trainierte Kondition und Schnelligkeit. Mit ein paar Felsbrocken baute er seine Muskeln auf. Er erklärte das so: „Letztes Jahr habe ich meinen Spirit trainiert, heuer bringe ich meinen Körper in Form.“

In der hintersten Ecke seiner Höhle zeigte er mir ein Loch im Felsen. Dort wohnte die Kobra.

„Ich füttere sie, manchmal sehe ich, wie sie herauskommt, um ihr Essen zu holen. Wir respektieren uns. Ich tue ihr nichts, das weiß sie, und sie tut mir auch nichts.“

Gleich um die Ecke war das Atelier einer australischen Künstlerin. Sie schnitze Buddhas in Baumstümpfe und malte alles an, was ihr unter die Finger kam, am liebsten Palmblätterstiele.

Lothar war aus Ostberlin. Auf der obersten Terrasse hatte er ein Palmeniglu gebaut und genoss eine super Aussicht über die ganze Plantage. Er wollte nicht darüber reden, wie er aus der DDR bis hierher gekommen war.

Es gab noch einen weiteren John, ein Österreicher. Er wurde begleitet von einem Goldäffchen, das er an einer langen Kette führte. Es war ein irres Gefühl,

wenn das Tier mit seinen kleinen Fingern die Kopfhaut nach Flöhen absuchte. Da es keine Flöhe gab, war es auch sehr mit einer Banane zufrieden.

Eines Tages fiel ein Engländer auf, im Anzug und Krawatte kam er vom Dorf herunter, er hatte kurze, gepflegte Haare, einen aufrechten, steifen Gang, er sah aus wie von der Londoner Börse entlaufen. Sein Gepäck war ein normaler Reisekoffer, den er auf der untersten Etage in der Nähe der Chai-Shops auspackte und sich dort häuslich niederließ. Im Laufe einiger Wochen sah ich seine Haare und Bart sprießen und seine Kleidung reduzierte er auf einen Lendenschurz. Ich weiß nicht, was ihn bewegte, aber er schien sehr zufrieden zu sein.

Neben den vielen Individualisten fühlten sich auch einige Pärchen hier wohl. Zwei junge Schweizer waren sehr mit sich beschäftigt, im Februar tauchten Mark und Jenny auf, die ich von New

Delhi her kannte und zwei weitere Engländer oder Australier hatten sich etwas abseits in einer Grotte eingerichtet, einem herrlichen Ort. Weiter oben lebte ein sehr junges Mädchen aus Bremen, sie war bestimmt noch keine 18, mit einem Brasilianer in einer Hütte. Man sagte, sie sei auf Trip von einem Inder vergewaltigt worden. Sie redete nicht viel.

Gleich in der Nachbarschaft machte ich Bekanntschaft mit einem holländischen Pärchen. Beide waren übel drauf, terrorisierten sich gegenseitig und ihre Umgebung, zum Glück waren sie schnell wieder weg. Auch solche Leute gehörten dazu.

Süß waren die Mädchen. Sie kamen alleine oder mit Freundinnen, blieben ein paar Tage oder Wochen, auf der Suche nach sich selbst oder nach Abenteuern. Sie kamen in den schönsten Kleidern, die aber bald fielen. Sie hatten alle möglichen Hautfarben und alle waren sie wunder-

schön. Sie hatten perfekte jugendliche Körper, lange im Wind wehende Haare, die bloßen Brüste waren eine Augenweide. So stellt man sich das Paradies vor.

Die Schönste von allen war Annette aus Schweden. Auch ihre luftige, farbenfrohe Garderobe war durchgestylt, als sie ankam. Sie stöhnte unter der Hitze.

„Zieh dich aus“, sagte ich ganz selbstverständlich vor allen Freaks im Chai-Shop. Sie brauchte drei ganze Tage, dann sah man sie nur noch mit einem leichten Tuch um die Hüften und barbusig. Sie brauchte sich wirklich nicht zu verstecken. Sie konnte ein paar wenige Brocken Deutsch, ihr Vater war Regierungsdirektor in Hannover. Ich suchte ihre Nähe, wir saßen oft zusammen, gingen Schwimmen, Tee trinken, und in die Stadt zum Einkaufen. Wir verstanden uns gut, aber sie ließ mich nicht an sich heran. Irgendwann rückte sie damit heraus, dass sie einen Vater für ihr Kind suchte. Da war ich

natürlich genau der Falsche. Später war sie dann tatsächlich mit einem Typen zusammen. Na ja, Geschmäcker sind eben verschieden.

Ich hatte noch drei Diafilme im Gepäck, sie eine tolle, teure Canon Spiegelreflexkamera. Damit durfte ich zwei Tage lang in ganz Goa herumrennen und Dias machen, so verhalf mir Annette zu einer fast unsterblichen Erinnerung an eine wunderbare Zeit.

[Auszug aus „Die sieben Monde“ S. 23–28]

Helmut Tietz
Die sieben Monde
Ein Hippie erzählt seine Geschichte
Autobiografie
316 Seiten
14,95 €
MEDU Verlag
ISBN 978-3-96352-019-8

MEDU Verlag
Schloss Philippseich
63303 Dreieich

Telefon: +49 (0) 6103/ 31 25 472
Fax: +49 (0) 6103/ 31 25 475
E-Mail: info@medu-verlag.de
Homepage: www.medu-verlag.de

1972: Ein junger Mensch hat genug vom kopflastigen Universitätsstudium und gelangt über den Hippie-Trail nach Asien. Er taucht ein in eine völlig neue Welt, die bald seine neue Heimat wird.
Wochenlang lebt er an den Ghats von Benares, an den Palmenstränden Goas, wandert barfüßig in den Dschungel Südindiens, reist Tausende von Kilometern ohne Geld, macht Bekanntschaft mit Hippies aus aller Welt und mit dem einfachen Volk, trifft Gurus und Weltstars. Unglaubliche Erlebnisse und Erfahrungen stellen sein Weltbild auf den Kopf. Seine Reise führt ihn durch atemberaubende Landschaften bis ins Innerste seiner Seele, was nicht ohne Folgen bleibt.
20 Jahre lang trug der Autor die unglaublichen Erlebnisse in seinem Kopf herum, bis ihn sein innerer Unruhegeist anstachelte, sie doch einmal aufzuschreiben.